

„Das Fremde“ & „Das Eigene“

Vortrag von Prof. Dr. Fulbert Steffensky in der ACK Stuttgart am 04.12.2002

Zusammenfassung geschrieben von Stefan Schneider

Vorwort:

Dieser Essay gibt nicht wortwörtlich den Vortrag von Prof. Steffensky wieder, sondern stellt lediglich eine Zusammenfassung des Vortrags dar. Da ich selber den Vortrag gehört habe und ihn hier versucht habe schriftlich festzuhalten, können Teile in dieser Zusammenfassung natürlich durch mein eigenes Hörempfinden beeinflusst sein. Ich hoffe aber trotzdem, dass alle wichtigen Punkte hier enthalten sind. Mitgeschriebene Zitate habe ich in „ „ gesetzt.

Der Vortrag (wiedergegeben in Worten von Stefan Schneider):

Eine Erzählung aus den USA: In einem Dorf leben keine Fremden. Alle Menschen dort sprechen die gleiche Sprache. Ein „Leben in spannungsloser Vertrautheit“. Eines Tages kommen Fremde ins Dorf, die eine andere Sprache sprechen. Ein kleines Mädchen und nicht nur das, ist zwischen Faszination und Irritation hin und her gerissen.

„Fremdes stellt Eigenes in Frage“. Es irritiert und sorgt damit für einen Riss in der eigenen Identität. In unserer heutigen Welt sieht man das gleiche Phänomen in der globalisierten und räumlich offenen Welt. Früher war man sich seiner selbst durch räumliche Abgrenzung gewiss, es war aber zugleich auch eine zwanghafte Eindeutigkeit. Heute besteht die Gefahr, dass man vor lauter Fremdem das Eigene vergessen kann. Man schwimmt im Allgemeinen und wird zum Un-Wesen.

„Es kann nur der mit einem Fremden reden, der eine eigene Sprache hat. Dialog ist nur möglich mit jemandem, der seiner eigenen Herkunft, der seiner selbst halbwegs gewiß ist.“ Der also weiß, was seine Geschichte ist, was ihn ausmacht. „Eine Grenze muss nicht feindlich sein. Sie kann Kontur sein, die kenntlich macht“, die das Wesen vervollständigt. Ein Dialog braucht vertretbare Positionen. Man muss mit Stolz für eine Sache auftreten können.

Also gilt es, um Dialog zu ermöglichen, das „Selbstbewusstsein“ zu stärken.

Der Mensch in einer dialogfähigen Welt muss sich nicht als einzigartig auffassen. Aber „es ist herrlich begrenzt zu sein“. Er hat keine abstrakte Generalsprache als Hoffnung, die man auch als Schwebel über der Glaubenssprache sehen kann. „Er ist“ vielmehr „mit einer Glaubenssprache „verheiratet““. Er selbst hat ihr Autorität verliehen und sich somit selber eine Grenze gesetzt. „Nicht alle Texte und Lieder sind meine Lieder, sind gleich wichtig für mich“. Mit einer persönlichen Glaubenssprache hat sich der Mensch eine Grenze gesetzt, die undurchlässig ist für andere religiösen Einflüsse.

Eine weitere Voraussetzung für Dialog ist die „Gewaltlosigkeit“. „Wenn Ihr aufhören könnt zu siegen, wird eure Stadt bestehn“ (Zitat aus der Bibel). „Ich muss nicht siegen, denn ich habe schon einen Namen. Ich darf zu meiner Tradition stehen, ohne andere bekämpfen zu müssen oder andere Traditionen aufnehmen zu müssen.“

Die Frage ist nun: wie ist unter diesem gewaltlosen Selbstbewusstsein Mission möglich? „Wer liebt, dem geht der Mund über“ (Zitat aus der Bibel). Aber es ist ein tolerantes Missionieren von Nöten. „Jemanden lassen, aber ihn nicht im Stich lassen.“

Gerade die gewachsene Streitfähigkeit im ökumenischen Verhalten stellt einen großen Fortschritt dar. Die früheren ökumenischen Stadien waren zunächst „keine gegenseitige

Kenntnisnahme“, dann „freundliche Kenntnisnahme ohne Auseinandersetzungen“ und heute haben wir den „Beginn von Streitgesprächen“.

Was trennt eigentlich die christlichen Kirchen und was nicht? „Die Poesie des Glaubens ist gerade erst durch Unterschiede gegeben. Die Wahrheit ist ein Gespräch. Verschiedenheit (keine Trennung im Glauben) ist also ein Mittel der Wahrheitsfindung. Eine Einheit der Glaubensformulierungen garantiert nicht die Einheit im Glauben. Unterschiede der Glaubensformulierungen bedeuten also nicht per se eine Trennung im Glauben.“

„Was können wir also von dem Anderen Lernen? Das Mythische und die Bilderfeindlichkeit der Protestanten. Den Katholizismus Roms.

Wer an Gott glaubt muss nicht perfekt sein. Also muss auch keine Kirche die Wahre sein. Kirche ist bedürftig, weil sie nicht einzig ist. Ich bin in ihr nicht unbedingt „be-heimatet“. Ich habe Lust zwischen den Zeilen zu lesen, fremd zu gehen. Heimat (christl.) verdummt, wenn sie nur eine hat.“

Diesen Gedanken entspringen Folgerungen für das gemeinsame Abendmahl. Zum einen gibt es unterschiedliche Frömmigkeitsstile, den der Jungen, der Alten, der Arbeiter, der Frauen; in der eigenen Konfession aber auch darüber hinaus. Die kath. Begabung, dass Gott durch die Fleischwerdung greifbar wird, hat ebenso ihre Daseinsberechtigung wie die ev., dass Gott eben nicht fassbar, nicht festlegbar ist. Ebenfalls schwebt im kath. Ritualismus genauso eine Gefahr wie in der ev. Uneindeutigkeit. Aber eine Reibung dieser beiden Positionen ist wünschenswert. Wir wollen alle „eins“ sein im christlichen Glauben, aber nicht „gleich“.

Die Schlussfrage: „Gibt es innere Voraussetzungen für ein gemeinsames Abendmahl?“

„Wir sind nicht die Hersteller unserer Würdigkeit zum Abendmahl.“ Wichtig ist allein der Glaube an die Gnade Gottes. Ich bin nicht durch mich selbst gerecht. „Der Geist gibt Zeugnis unserem Geist, dass wir Kinder Gottes sind. Gott stellt unsere Würde für das Abendmahl her, nicht das Drumherum oder irgendeine kirchliche Tradition.“